

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Zblr.) vierteljährlich, 3 Zblr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Dies pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Aug. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Aemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 152.

Berlin, Freitag den 18. Dezember

1840.

Ägypten.

Reisebeschreibung eines Muhammedaners unserer Zeit.

Der berühmte Verfasser der „Empfindsamen Reise“ hat es bekanntlich versucht, die zahllose Menge der Reisenden unter Dach und Fach einer Classification zu bringen. Er theilt sie in:

- Müßige Reisende (idle travellers),
- Wißbegierige Reisende (inquisitive travellers),
- Lügenhafte Reisende (lying travellers),
- Stolze Reisende (proud travellers),
- Eitle Reisende (vain travellers),
- Schwermüthige Reisende (spicnetic travellers),
- Aus Nothwendigkeit Reisende (travellers of necessity),
- Schuldige Reisende (delinquent and felonious travellers),
- Unglückliche und unschuldige Reisende (infortunate and innocent travellers),
- Einfache Reisende (simple travellers) und
- Empfindsamen Reisende (sentimental travellers).

Damals schon waren die Engländer ein reiselustiges Volk, und vielleicht dachte Horik bei seiner frohsinnigen Eintheilung an seinen beißenden Landsmann Swift, der in seinem Testamente eine große Summe für den Bau eines öffentlichen Irrenhauses bestimmte,

To show by one satiric touch
No nation wanted it so much, *)

wie er sich dabei ausdrückt. Jetzt reichen diese Klassen nicht einmal mehr für die Deutschen aus, viel weniger für die Engländer, die seit dem Frieden von 1815 wahre Begehrter geworden sind; und besonders fehlt in dem Register die ungeheure Zahl derjenigen Reisenden, die gar nicht gereist sind, die ihre Reisen höchstens in einem ausführlichen Lehrbuch der Geographie mit einem Abfieder nach einer früheren Reisebeschreibung gemacht haben. Die Klasse: Lügenhafte Reisende, schließt diese Klasse nicht ein. Eben so wenig ist ernstlich an eine Klasse gedacht, die nur auf den Gewinn durch die Reisebeschreibung spekulirt, für deren Herausgabe schon im Voraus ein uneigennütziger Buchhändler sorgt. Und doch ist der größte Theil der neueren Reisebeschreibungen auf diese Weise entstanden und sind fade Betrachtungen, die man sehr gut zu Hause machen könnte**), gewöhnlich drei Viertel des Inhalts, so daß, wenn ein Viertel wirklich Nützliches da ist, es unter dem Widerwillen des geplagten Lesers unsichtbar wird.

Die Reisen in Asien und Afrika, von Europäern gemacht, fingen schon an, mehr ein Gegenstand der Leihbibliothek als der Studirstube zu werden: man öffnete die Beschreibung höchstens, um einige Unterhaltung, nicht um Belehrung zu empfangen, und bei vielen wissenschaftlich Wissbegierigen reiste der stille Wunsch, es möchten Muhammedaner wieder, wie in vorigen Jahrhunderten, wo sie die Lehrer in der Länderkunde waren, im Interesse der Wissenschaft reisen und Asien und Afrika von einem Gesichtspunkte aus betrachten, welchem sich das Bild dieser Welttheile klarer und wahrer darstellt, als bei Europäern gewöhnlich ist, die alle Völker und Gegenden gern in das Prokrustes-Bett ihrer Civilisation zwingen möchten und sie mit einem auf falsche Auffassung der Sitten gegründeten Urtheile drücken und reden.

Der Wunsch ging auf eine auffallende Weise zum Theil in Erfüllung. Der merkwürdigste Muhammedaner, Mehmed Ali selbst, unternahm eine Entdeckungsexpedition nach den Quellen des Nils im Spätjahre 1838 und eröffnete der Länderkunde einen Schauplatz, von welchem bisher nur Vermuthungen und unverbürgte Sagen zu uns kamen.**) Er drang in Begleitung vieler Europäischer Gelehrten weit am Oberlaufe des Stromes vor, legte da Kolonien an, gründete dort eine Anstalt und gab Gelegenheit, die Länder rechts und links des Nils besser kennen zu lernen.

Eine zweite Reisebeschreibung von Muselmännischer Hand er-

schien vor kurzem von einem Beamten Mehmed Ali's, von dem Scheich Muhammed Ettumisi. Dieser Araber hat seine Vorurtheile so gut und noch mehr, als Europäer: aber da die Vorurtheile einheimisch sind und sich um einheimisches Seyn und Thun bewegen, so haben sie für uns den großen Vortheil, daß sie gerade durch ihre Ungeheimlichkeit die Sitten der bereisten Länder treuer und einfacher vorführen und den Leser selber zum Herrn der Auslegung machen, während sonst das mitgebrachte Vorurtheil des Europäers sich als Maßstab aufdringt und dem Leser nichts zur selbständigen Prüfung läßt. Gewiß ist die Farbe der Erzählung eine neue und für manches Auge wohlthuende. Das Werk des gelehrten Arabers besteht aus zwei Bänden, die Herr Perron, Professor der Medizin zu Kabira, ganz treu ins Französische übersehte. Die Beschreibung von Darfur ist eben von diesem als Probe herausgegeben, und sie erweckt die günstigsten Erwartungen für das Uebrige; besonders da hier Länder beschrieben werden, in denen kein Europäer ohne große Gefahren reisen kann. Unser Reisende fuhr von Kabira aus den Nil hinauf, ging dann westlich bis zum 10ten Grad östlicher Länge, südlich bis 10° vom Aequator und machte seine Rückreise durch Fezzan, Tripoli und Tunis. Wir haben das folgende für unsere Deutschen Leser aus der Bibliothèque Universelle de Genève entnommen und abfichtlich manches Abergläubige in der Darstellung des Arabers unverändert wiedergegeben, weil hierdurch das Charakteristische zwischen dem von seinem natürlichen Verstande geführten Muhammedaner und dem überbildeten Europäer scharfer hervortritt.

Das Buch des Scheichs beginnt mit der Choiba, d. h. dem mit Betrachtungen gemischten Gebete, welches eine Art Vorrede bildet, die den Vergleich mit denen unserer Verfasser von Reisebeschreibungen sehr wohl aushält. Statt daß diese, durch einige hochtönende, doch leere und mit dem Firnis falscher Bescheidenheit getünchte Redensarten sich selbst beim Publikum einführen und dabei, mit stolzer Miene, der literarischen Welt und dem Buchhandel ihr Compliment machen, verherrlicht Scheich Muhammed Allah und dankt ihm: „O Du, der Du auf Reisen die Schritte der Menschen durch Deinen höchsten Willen lenkst! Wir verherrlichen Dich mit dem Lobe desjenigen, der sich an der Süßigkeit der Ruhe erquickt, nach der Herbe der Reisebeschwerden; wir danken Dir mit dem Danke desjenigen, dem das Herz sich erheitert, wenn er nach langen Mühen, langem Schwachen, am Ziele seiner Wanderungen angelangt ist u. s. w.“

Nach dem Gebete giebt der Verfasser Auskunft über sich selbst, sein vergangenes Leben, seine Anstrengungen zur Erlangung der Wissenschaft. Er schildert sein naives Erstaunen bei der Wahrnehmung, daß das irdische Glück ihm nicht mit dem Wissen zugleich kam, und wie er mit einem gelehrten Arabischen Dichter gesagt:

„Das Stiebsgestirn der schwierigsten Wissenschaften hat sich herabgesenkt vor mir, in Folge meines Strebens, und ich stieg von Himmel zu Himmel in den Wissenschaften.“

„Ich übertraf Alles im Wissen, und doch zwischen mir und dem Reichthum, Abstand, unermesslicher Abstand!“

„Ich war bestürzt: Wie! die Drisamme glänzt für den Unwissenden! und das Elend umfaßt, mit aller Kraft seiner Arme, die Turbane der Weisen!“

„Als ich nun“, fügt er hinzu, „in meiner Hand nichts sah, als mein Wollen ein Wollen blieb, als mein Reichthum schwand, als mein Glück sich wandte, als die Quelle in die Erde versiegte, als die Weide verschwand, da rief ich über mich und mein Schicksal aus:“

„Was ist zu thun? grausame Härte des Jahrhunderts! Elend für das Verdienst, Günst für den Mann des Nichts! Krieg gegen das Wissen und die Tugend, unauslöschlicher, als der Basowische von vierzig Jahren je war.“

„Sieh“, wie der läppische Unwissende sich brüstet: sieh, wie der Mann von reinem Golde leidet und erniedrigt wird.“

„Und ich fügte noch diese peinlichen Worte eines Dichters hinzu:“

„Wie! die Löwen bringen die Nacht hin mit Hunger in den Wäldern; und das Fleisch von Schafen wirft man Hunden vor!“

„Das Schwein ruht auf Seide und der Weise lagert im Staube!“

Hieraus sieht man, daß die Dinge im Morgenlande wie in Europa gehen. Herr von Balzac, welcher über das Elend der Schriftsteller so viel Lärm macht, wird sich trösten, wenn er den Choiba Scheich Muhammed's liest; er wird am Ende die Rolle des Löwen im Walde ehrenvoller finden, als die des anderen Thieres auf der Seide. Der gute Scheich gedachte anfangs, sich an die Be-

*) Zu zeigen mit satirisch wahrer Hand, nicht heische dies so sehr ein andres Land.
**) So z. B. erzählt uns ein sonst berühmter Franzose, wie er am Eurotas bei den Ruinen Sparta's aus vollem Halse in den Strom rief: Leonidas! Leonidas! aber kein Leonidas antwortete! Wir glauden, auf diese angebliche Entzückung konnte man sich schon an der Seine vorbereiten.
***) Der Reisebericht ist bekanntlich im vorigen Jahre Türkisch erschienen. Wenn Mehmed Ali in seinem jetzigen Kampfe unterliegt, so wird er doch als Reisender bei der Nachwelt einen Namen behalten.

glückten dieser Welt zu wenden; aber er besann sich und sagte dann zu sich selbst: Ach, nicht Alles, was roth ist, ist Fleisch, — nicht Alles, was weiß ist, Fett! Du kannst den Schweiß deines gedemüthigten Angesichtes vergießen, ohne deine Bitten erhört zu sehen. Hat nicht ein Dichter geschrieben:

„Ja, das Ausreißen der großen Backenzähne, der Aufenthalt in engem Kerker, der Verlust des Lebens, das Hinabsteigen ins Grab;

„Das Feuer, das dich ergreift, der Verachtung schweres Gewicht, der Verkauf deines Hauses für das Viertel einer Obole;

„Einen Affen umherführen, um zu betteln, die Qual der Kälte, Leder gerben ohne Sonne;

„Der Verlust eines Freundes, ein Abgrund, der dich verschlingt und dich einschließt, tausend Schläge, mit tausend Prügeln geschlagen;

„Dies Alles ist milder, als zu stehen, ein Mann von Verdienst und Tugend, an der Thür eines niedrigen Kaufers, um zu betteln.

„Auch, hat man nicht auf gewissen Steinen dieser Erde folgende Worte gefunden, eingegraben mit dem Griffel dessen, der der Held aller Helden ist, dem Griffel Gottes: Ich von deiner Hände Arbeit und von dem Schweiß deiner Stirn; und will der Muth dir sinken, so bitte Gott, daß er dir zu Hülfe komme.“

Hierauf erzählt der Scheich, als was er in den Dienst Mehmed Ali's getreten, wobei er diesen mit etwas orientalischem Lobe erhebt. Als Feldprediger eines Aegyptischen Regiments wurde er nach Morca gesandt, wo er manche Leiden zu erdulden hatte. Nach Aegypten zurückgekehrt, wurde ihm die Revision der Uebersetzungen der Bücher über Arzneikunde an der Schule von Abu-Jabal übertragen. Dort fingen seine Verbindungen mit Herrn Perron an, indem er diesen im Arabischen unterrichtete. Er erzählte ihm von der Reise in den Sudan, die er früher gemacht hatte, und Herr Perron drang in ihn, eine Beschreibung der von ihm gesehenen Merkwürdigkeiten zu geben.

„Ich gab seiner Bitte nach“, sagt er, „denn ich habe die weiße Hand seiner Freundschaft gesehen; und dann sah ich, daß es rühmlich für mich war, nach den Worten des Gedichtes Ali's Mafsurah's:“

„Sicherlich läßt der Mensch nur seine Worte nach; sey also ein Wort, eine Erzählung guter Dinge für den, der versiechen kann.“

„Ich begann daher, diese Worte aus der Schale meines Geistes zu ziehen und die Schleier dieser schönen Jungfrauen zu lüften. Ich that die Seltenheiten zusammen, die ich von wahrhaften und vertrauenswerthen Leuten gesammelt hatte; auch sammelte ich dergleichen noch aus Büchern und webte sie meiner Erzählung ein; und alles das, damit diese Reise ein frisches und blühendes Blumenbeet seyn könne, für Jeden, dessen Blicke sich darauf richten möchten, ein Garten, der Früchte gäbe, welche im Bereiche der Hand hingen, für Jeden, der in diesen Erzählungen blättern würde. Ich habe das Ganze in Einleitung, Haupttheil und Schluß, mit Abtheilungen und Kapiteln, geordnet und diese Erzählung Tashajiz al-Rohan bi-Sierat bilad al-Arab wa al-Sudan genannt. (Die Schärfung der Geister durch eine Reise in Ländern Arabiens und des Sudan.)

„Mein Gott, breite über dieses Buch das glänzende Gewand einer guten Aufnahme, bewahre es vor dem Uebelwollen der Neidischen und sichere vor ihren Pfeilen meine Worte! denn wie viele werfen ihren Tadel auf gute Werke, und alles Schlechte derselben ist doch nur in ihrem kranken Geiste! Und dieses Buch, hätte ich es vollkommen gemacht, wäre es von reinem Golde, hätte ich es in eine vollendete Form gegossen, so würde ich mich dennoch hüten, zu sagen, daß es bloß sey von Fehlern, unschuldig jedes Irrthums. Ich bin ein Mensch, und als solcher den Fehlern, dem Vergessen unterworfen. Aber ich übergebe in die Hand Gottes die Vortheile des unwissenden Feindes, welcher mit übelwollendem Auge prüfen und mit lauter Stimme und Allen zu verkünden wagen möchte, mein Buch bestehe nur aus Träumereien. Nehmt an, verkündet, wenn ihr wollt, daß ich gesagt habe: „Diesen Morgen, am Tage, ist es Nacht;“ — aber ist deswegen das Licht weniger Licht? Und so möge auch Gott Barmherzigkeit schenken demjenigen, welcher die Fehler bemerkt und sie verschleiert und die Lücken bemerkt und sie ausfüllt. Möge der, welcher mir Vorwürfe zu machen finden wird, besser machen, was ich schlecht gemacht habe! Ruhm dem, welcher allein ohne Fehler ist! Ruhm ihm! Ich bitte Gott um die Kraft der Bebarlichkeit im Guten auf dem rechten Wege; er allein ist mir genug; er allein ist die gute Stütze, der gute Herr, die gute Hülfe.“

Nach dieser den bei uns bekannten so wenig ähnlichen Vorrede folgt, als Probe des Werkes, die Beschreibung Dar-Jur's. Dieser Abschnitt ist voll Interesse, sowohl wegen der Thatsachen für Erd- und Völkerkunde über ein noch so wenig bekanntes Land, als wegen der Beobachtungen über Sitten, welche mit einer geistreichen Naivität mitgetheilt werden, die gewiß nicht ohne eigenthümlichen Reiz ist.

Dar-Jur ist die dritte Landschaft der Staaten des Sudan, ihre entferntesten Gränzen reichen bis nach Tuwisha, einem sandigen und unfruchtbaren Lande; nach Westen zu wird es von Dar-al-Massaliet, oder dem Königreiche Massalat, und eine Strecke von Dar-Tama, einem wüsten Lande, welches zwischen Dar-Sakle und Dar-Jur liegt, begrenzt. Im Süden endet Dar-Jur in die Wüste, welche sich von Dar selbst bis nach Dar-Fartiet erstreckt. Im Norden reicht es bis nach Masrub, wo der erste Brunnen ist, welchen man auf dem Wege von Aegypten aus antrifft.

Eine Menge kleiner Staaten sind von Jur abhängig. Im Norden ist die Provinz Jaghawa, eine weite, äußerst bevölkerte Landschaft, welche durch einen besonderen Sultan beherrscht wird, welcher jedoch, mit dem Sultan von Jur verglichen, eben nur wie ein bloßer Statthalter erscheint. Im Norden sind auch noch die Länder Midub und Alberti, zwei ziemlich ausgedehnte Landschaften; jedoch ist die zweite bevölkert als die erste, und trotz der großen Zahl ihrer

Bewohner ist sie dem Jurischen Sultan mehr unterworfen. Das Königreich Darfur selbst umfaßt die Landschaften Barikio, Barfa, Tundschur und Mima. Mima und Barfa bilden den westlichen Theil, Tundschur und Barikio die Mitte; Dadscha, Bidaw und Zairaudscha sind südlich gelegene Provinzen. Jede dieser Provinzen hat einen Statthalter, welcher auch Sultan genannt wird, obgleich alle vom Jurischen Sultan abhängen und ihm unterworfen sind. Alle stimmen in ihrer Lebensweise und ihrer Kleidung überein, den von Tundschur ausgenommen, welcher einen schwarzen Turban trägt. Ich fragte ihn, warum er allein einen Turban von dieser Farbe hätte. Er sagte mir, daß seine Vorfahren ebendem Herren von Darfur gewesen waren, und daß, da der Jurische Sultan Tundschur durch die Gewalt der Waffen erobert hatte, er den schwarzen Turban als Zeichen seiner Trauer über den Verlust des Ober-Sultanates trage. Westlich und südlich ist Darfur von einer Menge irrender Araber oder Beduinen, umgeben, wie die rothen Masirija, die Kazikat, die Zullau u. s. w. Alle diese Stämme sind sehr zahlreich. Alle diese Araber besitzen Ochsen, Pferde und bewegliche Geräthschaften in Menge. Viele unter ihnen sind reich, haben aber keine feste Wohnung; sie ziehen hin, wo sie nur immer Weiden finden. Mit ihnen nennt man auch noch den Stamm Banu Chalba, wegen der großen Zahl; sie dringen zuweilen in Dar-Jur ein, um daselbst zu säen. Unter denjenigen dieser Araber, deren Reichthümer vorzüglich in Kameelen bestehen, sind die Mahammied, die Zajabra, die Radschadin, die Banu-Amrah, die Banu-Dscharrabr, die Khamen Raziria u. s. w. die merkwürdigsten. Von jedem dieser Stämme erhebt der Jurische Sultan einen jährlichen Tribut; aber zuweilen verweigert man ihm denselben: die rothen Masirija und die Kazikat, als die mächtigsten und in der Wüste entferntesten, geben dem Sultan nur den Auswurf ihrer Herden; und sein Geschäftsträger kann von ihren guten Thieren nur etwas erhalten, so nachdem es ihnen zu geben beliebt. Wenn er nicht zufrieden ist mit dem, was man ihm giebt, vertreibt und manchmal tödtet man ihn. Der Sultan kann sie überdies gar nicht in seiner Gewalt erhalten. Ich habe gehört, daß die Kazikat sich einmal gegen den Sultan Dirab empörten. Dirab zog ein Heer zusammen und sandte es gegen sie; die Kazikat schlugen es. Dann übernahm Dirab in Person den Oberbefehl. Die Kazikat flohen und nahmen ihre Güter und ihre Herden mit sich in das Baradschaub. Er verfolgte sie; aber die Kazikat tödteten ihm eine beträchtliche Anzahl Menschen.

Das Baradschaub hat eine Ausdehnung von mehr als zehn Tagereisen. Es ist sumptig, fast überall mit Wasser bedeckt und der Boden so wenig fest, daß die Thiere ihre Spuren tief eintreten. Doch sieht man daselbst große Bäume. Der Regen ist hier fortwährend, ausgenommen während zwei Monaten des Jahres, im Winter.

Die Länge Dar-Jur's, von der ersten Landschaft, dem Lande der Jaghawah, bis nach Dar-Nanna, beträgt ungefähr sechzig Tagereisen; und indem man vom Eintritt in Nanna bis zum äußersten Ende von Jankarau auf einem und demselben Gebiete bleibt, hat man eine Längenerstreckung von ungefähr drei Monaten Weges.

In die Breite, von der Wüste, welche Jur von Dar-Sakle trennt, bis zum äußersten Ende von Towisha und zum Anfange der Wüste, welche es von Kardofabl trennt, hat man ungefähr achtzehn Tagereisen.

Die Hälfte des Landes besteht aus Ebenen, welche nur wenig sandig sind, und zwar bis gegen seine östlichen Gränzen; von hier an besteht es fast aus Sand und führt den Namen Kanz; im Gebirge Marrab jedoch besteht der Boden aus einem schwarzlischen Lehm.

Die Marraberger bilden eine lange Kette, welche Dar-Jur in seiner ganzen Ausdehnung durchschneidet; man glaubt, daß sie sich mit dem Mokkaartam vereinigt, welches Kabira beherrscht. Das Marrab bildet keine gleichförmige und zusammenhängende Masse; es bietet eine Menge Einschnitte dar und wird von einer großen Menge von Wegen durchschnitten. Auf dieser Art von Sierra (Säge) befindet sich eine beträchtliche, aus verschiedenen Völkerschaften bestehende Zahl von Bewohnern. Dort befindet sich der Stamm Kundschahra, aus welchem die Familie des Sultans von Dar-Jur ist. Im Marrab ist eine erkaunte Menge von Höhlen angebracht, welche als Gefängnisse dienen, theils für die Kinder der Fürsten, theils für die Besten. Die Bewohner des Marrab befinden sich in einem auffallenden Wohlstande und besitzen besonders viel Rinder und Herden kleinen Viehes; in dieser Beziehung kommen ihnen die Bewohner keiner anderen Provinz gleich. Alle ihre Herden weiden allein und ohne Hirten; man fürchtet weder Diebe, noch Löwen, noch Wölfe. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die französische Literatur des Mittelalters.

(Schluß.)

Jetzt bleibt noch übrig, das Mittelalter an und für sich zu betrachten und dasselbe in seinen vier Hauptmomenten zu beobachten: nämlich den ritterlichen Geist, den religiösen Geist, die philosophischen Bestrebungen und die satirische Opposition, welche allen Mächten, die das Mittelalter hochhält und verehrt, den Krieg erklärt.

Der ritterliche Geist war im Mittelalter mächtiger, als man gewöhnlich annimmt; denn das Ritterthum ist nicht bloß eine Institution, sondern eine moralische und sociale Thatsache, ein ganzer Kreis von Ideen und Meinungen; sie ist fast eine Religion. Das Ritterthum ist aus der Verbindung des Christenthums mit gewissen irdischen, aber hochherzigen und vom christlichen Geist durchdrungenen

Empfindungen hervorgegangen. Da es die natürlichen Empfindungen achtete und reinigte, so kämpfte es mit Erfolg gegen die Barbarei, gegen die Gewaltthätigkeit und die feudalen Sitten. Es hat unendlich viel für die innere Bildung des Mittelalters gethan. Daher nehmen auch die ritterlichen Ideen und Sitten einen breiten Raum in der Literatur dieser Zeit ein. Nicht nur beleben und erfüllen sie die epische und lyrische Poesie, sondern sie brechen auch in sehr verschiedenen Gattungen der Literatur hervor, in welchen man sie am wenigsten zu finden erwartet, selbst in den Uebersetzungen der Bibel. Gewisse Abschnitte des alten Testaments sind ganz, so zu sagen, ritterlich, z. B. die Bücher der Könige und der Makabäer. Nicht minder ist der ritterliche Geist in die Legenden gedrungen, besonders in diejenigen, in welchen die Jungfrau die Hauptrolle spielt. Für die heilige Jungfrau hegen die Ritter dieselbe Verehrung wie für die Dame ihrer Gedanken. Die Jungfrau liebt und beschützt sie und nimmt sogar im Turniere die Stelle eines Ritters ein, der sich an ihren Altären verspätet hatte. Das Ritterthum dringt sogar in die spöttischen Fabliaux, sogar in den satirischen Roman Renart. Die vierfüßigen Helden werden dargestellt, wie sie ihre Hufe spornen und den Falken auf der Faust halten; so wenig war auch hier das ritterliche Ideal zu umgehen. Das Ritterthum drang ferner in das Drama, welches ursprünglich für die Geistlichkeit und das Volk berechnet war. Ein ritterliches Drama findet sich im Mittelalter nicht, weil es kein ritterliches Publikum gab. Aber die Herrschaft der ritterlichen Ideen und Empfindungen griff so gewaltig um sich, daß sogar in dem Drama das ritterliche Interesse oft das religiöse verdrängte.

Man sollte glauben, daß in den Schöpfungen des Mittelalters besonders die religiöse Begeisterung einen breiten Raum einnehmen müsse, und dennoch konnte sie sich in den Jahrhunderten des Glaubens nichts weniger als überwiegend geltend machen. Im Allgemeinen ist Alles, was der religiösen Literatur angehört, aus dem Lateinischen überfetzt und deshalb kalt; was nicht überfetzt ist, hat keinen größeren Schwung. Zwischen der Mannigkeit der religiösen Poesie und der Bluth der ritterlichen Poesie, so wie der Scharfe der Satire, findet kein Vergleich statt. Nimmt man einige Legenden aus, wie die fabelhafte Erzählung des „Chevalier au Barizel“, scheidet man ferner einige tiefgefühlte religiöse Aeußerungen in der Poesie der Troubadours und einige naive und großartige Züge in den ältesten Karolingischen Epopen aus, so hat die religiöse Poesie Frankreichs im Mittelalter weiter nichts Hervorbringendes anzuweisen. Wo ist denn nun die religiöse Begeisterung? Man muß sie anderwärts suchen: in den Lateinischen Predigten Bernhards des Heiligen, in den mystischen Werken Bonaventuras, in der Gotischen Architektur. In unserer Literatur und auch in denen der anderen Europäischen Länder sucht man sie vergeblich. Welches ist Deutschlands großes Werk im Mittelalter? Die Nibelungen, ein Gedicht, heidnisch dem Inhalt nach, ritterlich der Form nach. Das Christenthum, welches auf der Oberfläche aufgetragen ist, hat nicht das Innere durchdrungen und nicht die barbarische Wildheit, welche den Kern dieses schrecklichen Epos bildet, bewältigen können. Welches ist in Spanien der Held des Mittelalters? Der Cid. Aber der Cid der Romanzen und des alten Heldengedichts ist vielmehr eine heroische als eine religiöse Figur. In dem Heldengedicht verbindet er sich mit den Maurischen Königen; in den Romanzen geht er nach Rom, zieht in der Peterskirche das Schwert und erschreckt den Papst. Welches ist das bemerkenswertheste Werk Englands im Mittelalter? Es ist die joviale und ziemlich legerische Sammlung der Erzählungen von Canterbury. In Italien hat Dante dem Katholizismus ein großartiges Denkmal aufgerichtet, aber ihn und einige mystische Ergießungen, wie die des heiligen Franz von Assisi ausgenommen, findet man nicht, daß die katholische und religiöse Poesie in Italien mehr angebahnt worden sey, als im übrigen Europa.

Es ist schwer, sich diese Erscheinung zu erklären. Soll man annehmen, daß das Mittelalter in Allem, was nicht von einer geistlichen Feder geschrieben werden, Opposition gegen die Kirche gebildet habe, gerade weil die Kirche die höchste Macht war? Wenn die Geistlichen schrieben, so schrieben sie Lateinisch. Diejenigen, welche in der Landessprache schrieben, waren im Allgemeinen nicht Geistliche, sondern aus den Reihen des Volks oder des Feudal-Adels hervorgegangen, die beide Grund hatten, der Kirche zu widerstreben: das erste aus einem instinktmäßigen Widerstande gegen die herrschende Macht, der zweite aus aristokratischer Eifersucht.

Welches aber auch die Gründe seyn mögen, die im Mittelalter die religiöse Begeisterung niedergehalten haben, jedenfalls knüpft sich diese Thatsache an eine andere beachtenswerthe Erscheinung, an den verborgenen und zurückgedrängten, aber wirklich vorhandenen Unabhängigkeitsfinn.

Als den ersten Schritt, sich vom Joch der Autorität zu befreien, kann man die Bibelübersetzungen betrachten. Diese Uebersetzungen waren der Geistlichkeit von Anbeginn an verdächtig, und wirklich tauchen sie überall auf, wo ein Versuch zur Erhebung gegen die geistliche Gewalt gemacht wird. Nicht nur unterwarf die Uebersetzung in die Landessprache die heiligen Bücher dem Ermessen des Einzelnen, sondern es knüpfte sich auch etwas Weiteres daran: Auslegungen, welche anfangs moralisch, dann allegorisch, zuletzt auf das hinführten, was die Kirche umgeben wollte, nämlich auf die individuelle Prüfung der heiligen Schrift. Wenn man im Schoße der theologischen Literatur selbst, in den Bibelübersetzungen, schon eine Hineigung zur geistlichen Unabhängigkeit antrifft, so ist das noch weit mehr in der didaktischen und theologischen Literatur der Fall.

Unter den moralischen Abhandlungen, welche im Mittelalter am angesehensten waren, sind einige im Grunde rein heidnisch; so die angeblichen Apophthegmen Cato's und die Consolationen von Boetius. Die Kirche mußte dieser Moral misstrauen. Außerdem gab es auch Bücher der praktischen Moral, welche, ohne heidnisch zu

seyn, doch der Kirche nicht willkommener waren. Dies waren die Abhandlungen, welche zur Grundlage die Hauptsätze der christlichen Moral hatten.

In der wissenschaftlichen Literatur, in den „Thesauris“ und „Imaginibus mundi“ welche eine wirre Sammlung der damaligen Kenntnisse enthielten, fand sich auch Manches, was der Glaube nicht so hinnehmen konnte. Hier war die Idee über den Weltbau, über die Bestimmung der Geschöpfe dem Alterthum, den Arabern oder Juden entlehnt. Es war also hier ein Streben nach Unabhängigkeit, ein Ringen des Gedankens nach Freiheit. Noch mehr war dies in der philosophischen Literatur der Fall, die ganz in Lateinischer Sprache geschrieben war, und die öfter die Zurechtweisungen der Kirche hinnehmen mußte. Daher die Verfolgungen gegen Aristoteles. Obgleich man in seinen Büchern mehr seine Dialektik, die nur ein Mittel war, als seine metaphysischen Schlüsse suchte, so fürchtete doch die Kirche auch schon eine von ihr unabhängige Anleitung zum Denken. Die verschiedenen Körperschaften, welche die Philosophie im Mittelalter pflegten, theilten diese Ungnade. Die Pariser Universität erregte öfter das Mißtrauen Roms. Als die Minoriten den Unterricht an sich rissen, wurden sie ebenfalls verdächtig. Sogar in den in der Volkssprache geschriebenen Büchern zeigte sich eine außerordentliche Freiheit des Denkens, ein gewisser Naturalismus und laut ausgesprochener Materialismus. Im zweiten Theile des „Roman de la Rose“ werden diese Ansichten dem Genius in den Mund gelegt, und derselbe gelangt zu gewissen ziemlich grob ausgedrückten Folgerungen, welche dem nicht unähnlich sind, was man in unserer Zeit die Rehabilitation des Fleisches genannt hat.

Ein anderes Resultat, auf welches das unparteiische Studium des Mittelalters hinführt, ist, daß die satirische Opposition ein größeres Feld behauptet, als man gewöhnlich annimmt. In keiner andern Zeit hat sogar der Spott und die Satire eine wichtigere Rolle gespielt als im Mittelalter, welches man so häufig als eine Zeit der Empfindsamkeit und Kopfhängerei darstellt.

Die Satire erscheint nicht bloß in den eigentlich satirischen Gedichten, sondern überall: in den düstersten moralischen Gedichten, wie z. B. in den Versen Tibaut's von Marly über den Tod, in welchen der Dichter einen Ausfall gegen Rom anbringt, in den Legenden, z. B. in der des Bischof Idefonso und der heiligen Leucadia, welche der fromme Verfasser mit den heftigsten Schmähungen gegen die Römische Kirche unterbricht.

In den Fabliaux bricht die Satire in jedem Vers hervor. Im „Roman de Renart“ scheint sie konzentriert zu seyn, um sich später in der ungeheuersten Ausdehnung zu entwickeln und die ganze Gesellschaft des Mittelalters zu umspinnen.

Überall, wo die Satire in unserer Literatur erscheint, hat sie immer eine Kraft und einen Nachdruck, einen Zauber der Natürlichkeit und eine Drefflichkeit des Ausdrucks, welche die anderen Gattungen der Literatur nicht in demselben Maße zeigen. Wie die religiöse Poesie bleich, farblos, schwächlich ist, so erscheint Alles, was zum Bereich der Ironie gehört, lebendig und schwungvoll. Diese satirische Entfesselung ist eine wichtige Thatsache, denn auf diesem reichen Felde erwächst das zerstörende Prinzip der mittelalterlichen Bildung. Wie hätte die Kirche sich noch halten können, nachdem man drei Jahrhunderte über Reliquien, Pilgerschaften, Mönche und Papst gelacht hatte, vollends aber erst, als diese Angriffe durch die neue Kraft verstärkt wurden, welche der menschliche Geist im Umgange mit dem Alterthum geschöpft hatte!

Diese vier Haupttendenzen, welche der Literatur den Anstoß gaben, hörten nicht mit dem Mittelalter auf, sondern ziehen sich durch die späteren Jahrhunderte hindurch und wirken noch auf uns. Die ritterliche Begeisterung hat den Roman und einen großen Theil unseres Drama's geschaffen. Die religiöse Begeisterung ist ebenfalls nicht ausgegangen, wie es das Jahrhundert Ludwig's XIV. und unsere Zeit bezeugen. Die Reigung, welche den menschlichen Geist antreibt, allen Zwang abzuschütteln, hat ihr Prinzip und ihr Gesetz gefunden und wird nie erschöpfen. Die satirische Macht endlich wirkt ebenfalls fort und hat im vergangenen Jahrhundert nur zu kräftige Beweise ihres Daseyns gegeben.

Hier ist das Ziel, denn es sollten nur die Tendenzen, welche größtentheils das moderne Leben bewegen, als schon im Mittelalter wirkend aufgezeigt werden. Vielleicht ist man nun im Stande, die Entwicklung des modernen Geistes zu begreifen, wenn man den Embryo in dem kräftigen Schoße des Mittelalters beschaut hat. Alles hängt ja in der Geschichte zusammen, und man kann nicht auf der Mitte des Weges anhalten, sondern man muß sich von der Bewegung und von den Fluthen der Zeiten forttragen lassen.

Ampère.

Polen.

Der Bilderschnitzer Bit Stos in Krakau. *)

Wer die alterthümliche Residenz der Piasten und Jagellonen zum ersten Male besucht, wird, nachdem er die Stufen des Tempels auf dem Bawelberge überschritten und die dortigen Monumente aus Polens Vorzeit beschaut hat, gern seine Schritte der ehrwürdigen Marienkirche zuwenden, welche ihm mitten auf dem Markte in die Augen fällt. Er wird sowohl das Geschmacksvolle des ganzen Bauwerkes, wie auch den reichen inneren Schmuck bewundern müssen.

Dieses Gotteshaus übertrifft an Kunstwerken alle andere zahlreiche Kirchen in Krakau. Vor Allem aber muß in demselben der

*) Aus dem Werke: Starożytności historyczne polskie. (Historische Alterthümer Polens.) Von Ambrzej Grabowski. 2 Theil. Krakau, 1840.

große Altar durch seine Pracht und durch die Art der Ausführung die Aufmerksamkeit jedes Kenners auf sich ziehen, und dieses Denkmal der alterthümlichen Bildschnitzerei muß dem Künstler, von dem es herrührt, schon allein einen dauernden Ruhm verheissen. Derselbe nimmt in der Kunstgeschichte Deutschlands eine ehrenvolle Stelle ein und ist auch in Polen nicht ohne Ruhm, doch ist aus seinen Lebensverhältnissen nur wenig bekannt geworden. Um so mehr Interesse dürften die Nachrichten haben, die ich hier aus den Akten des Rathes der Stadt Krakau (*Acta Consularia Cracoviensia*), insbesondere aus dem Theile derselben, welcher die Jahre 1450 bis 1500 umfaßt, zusammenstelle.

Der Name dieses Künstlers ist Bit Stos. Zwar bedient er sich in den angeführten Akten bei den gerichtlichen Verhandlungen, an denen er Theil genommen, nirgends seines Familiennamens, sondern nennt sich immer nur mit dem Taufnamen, bald Bit der Snyger, bald Bit der Bilderschnitzer, Meister Vitus der Snytezer, Vitus Snycezer, Mgr. Beit der Snycezer u. s. w., doch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß er wirklich Stos geheissen, und auf dem Cenotaphium des Königs Kasimir des Jagiellonen in der Krakauer Kathedrale bezeichnet er sich selbst: „*En Stuos. 1492.*“^{*)}

Es kann zwar aus den Krakauer Archiven der Nachweis nicht geführt werden, daß er in Krakau geboren worden, doch warum sollen wir den Fremden, welche, wie Murr im Journal für Kunstgeschichte und Jüßli in dem Künstler-Lexikon, einige Notizen über ihn mittheilen, nicht Glauben schenken, wenn sie unsere alte Hauptstadt seine Geburtsstadt nennen? Am wahrscheinlichsten ist, daß er von Deutschen Aeltern abstammte, welche in jener Zeit in Krakau sich niedergelassen haben, wie denn beinahe alle damalige Kaufleute und Handwerker in Krakau Deutsche waren, welche die hier geltenden Gerechtigkeiten und die Aussicht auf reichlichen Erwerb herbeigezogen hatten. Daß er in der Stadt anässig gewesen ist, hier die Kunst eines Bilderschnitzers ausgeübt hat, daß er verheirathet gewesen, eine Familie gehabt und sogar ein Haus in der Legaten-Straße besessen hat, dafür sind in den städtischen Akten mehrfache Beweise vorhanden.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert bildeten die Maler und Bildhauer in Krakau gemeinschaftlich nur Eine Zunft, und da Bit Stos die Kunst Beider ausübte, so finden wir in dem Verzeichnisse der Aeltesten dieser Zunft (*Seniores mechanicorum*), die alljährlich von dem Rathe der Stadt bestätigt wurden, für die Jahre 1484, 1489, 1491 und 1495 Vitus den Snyger als Zunftmeister aufgeführt.

Die erste Erwähnung des Künstlers geschieht in den erwähnten Akten unter dem Jahre 1481, da Mgr. Bit der Snyger sich schriftlich zu einer Schuld von zwölf Gulden bekennt; dann, da ihm vergönnt wird, sein Haus mit drei Pfeilern zu versehen. Das zweite Aktenstück lautet wörtlich also:

„*Dy hrn. jung und ald, haben vergont Mgro Vito ezu bawen und ezu machen drey pfeiler of der hwegassn, das dij legaten gasse heißt, an dem ehaus das etwan leymiters gewesen ist, und das her bawet dorume, das yn dy mawern nicht ingeen. Welch haus bis doher stad-geschos gegeben het VI gr., sol nu fort mehr geben alle jor VIII groß. schos, ume des willen das yn dy hern dy feiler vorgit haben ezu ewigen tagen.*“

Damals arbeitete er schon an dem großen Altar („*der großen Tafel*“, heißt es in den Akten) in der Marienkirche, und wie viel Beifall seine Arbeit fand, erhebt man aus dem folgenden Aktenstücke vom Jahre 1484, durch welches dem Meister alle städtische Abgaben erlassen werden.

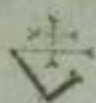
„*Dy herren Jung und Ald von sonderlicher Gutigkeit und gnade, dy sy haben ezu meistr Vitus de bildensnitzer, ume seynner togent und kunst wille, dy her denne an der großen toffe zu unsre liben grawen beweist het, und in Vereidunge derselben noch irzeigen wirt; bahn dy gunst und gnade gethen, das her frey sigen und wonen sol dwoyße her lebt und unsre miburger ist: entbinden yn von allen gebungen als schoss, wochin, bergelt und kunst was dy stad antrit, one alle ansechtunge und hindernisse, darume sol her auch wedir gutwillig seyn, so man yn fordern wird, ezu raten, ezu gebewden der kirchen adir der stad noch seynen besten vornehmen. Sunder kunst was do antrit nochberschaft, als bawen und bruden vor seynen hawse, sal her es halten als andir vorgit mit seynen nochbern.*“

Im Jahre 1486 unternahm er eine Reise nach Nürnberg, vielleicht bei dem Anse von seiner Kunstfertigkeit zu Schnigarbeiten dahin berufen. In einer Verhandlung vom Jahre 1486 bestimmt er daher für die Zeit seiner Abwesenheit:

„*Dch stende der meyster Vitus, betrachtende zeyne awasart legin norenberg in zeynen notlichen geschäften, und hot dem hrn. Johan Heydeke unsern stadschreyber geforen ezu vormunde zeyner hawsfrawn und kinder, das er mag und zal vor zy und vor alle zepne gutt helfen und roten.*“

Von dieser Reise kehrte er aber wieder zurück, und im Jahre 1490 befand er sich bestimmt schon wieder in Krakau. Er blieb hier bis etwa 1500, worauf er, wie auch Murr und Jüßli erwähnen, in Nürnberg sich niederließ. In den Krakauer Akten geschieht seiner unter dem Jahre 1495 zum letzten Male Erwähnung, da ihm von den Rathsherrn „*vor dy seßel dy her off yn alter vor yn schtul*

^{*)} Bei diesem Namen befindet sich nebensichendes Monogramm, das durchaus von dem abweicht, welches Praktiot in dem Dictionnaire des Monogrammes Tom. I. p. 377 unserem Künstler zuschreibt.



yn unsern frawn kirche gefacet hat“ anderthalb hundert Gulden versprochen werden.

Die Nachkommen des Künstlers sind höchst wahrscheinlich in Krakau zurückgeblieben. Gewiß ist es wenigstens von einem seiner Söhne, Stanislaw Stos, oder, wie er in den Akten heißt: „*Stenczel Snycezer*“, der unter den Augen des Vaters in seiner Kunst sich ausgebildet hatte. Er kaufte sich 1509 in Krakau ein eigenes Haus und war 1515 und 1527 Aeltester der Malerzunft. Eben so erwähnen die Akten eines Albertus Stosz und eines Martin Stosz, des Bruders des Stanislaw.

Von den Arbeiten Bit's existiren in Krakau nach sicherer Annahme nur die beiden bereits erwähnten: der große Altar in der Marienkirche und das Cenotaphium des Königs Kasimir Jagello in der Kathedrale. Vielleicht möchten aber auch noch einige andere bis auf unsere Zeit erhaltene Kunstwerke, namentlich die Reliefs, welche Scenen aus dem Leben des heiligen Johannes darstellen, und die alterthümlichen Altäre in der Kreuzkapelle des Doms, seinen Werken zuzuzählen seyn.

Mannigfaltiges.

— Berlin und Wien, oder Philosophie und Musik. Ein französischer Tourist, der in der *Revue de Paris* vom 6 Dez. Bemerkungen über die Gesellschaft im nördlichen und im südlichen Deutschland mittheilt, sucht den Grund des heiterern Ansehens, das Wien dem Fremden im Vergleiche mit Berlin darbietet, in dem Umstand, daß man in Berlin mehr Philosophie und in Wien mehr Musik treibe. Die Philosophie, fügt unser Franzose hinzu, amüßet nur die Deutschen, die Musik aber amüßet alle Welt. Und um seine geographische Entdeckung noch schlagender darzustellen, sagt er ferner: „*Wenn man sich von Berlin nach dem Norden begiebt, so kommt man nach Königsberg, der Vaterstadt Kants, und dort findet man sich förmlich gebadet in einer philosophischen Atmosphäre, während man, wenn man sich von Wien nach Süden hin wendet, an die Grenzen Italiens gelangt und die Musik sich überall mit der Luft vermischt, die man einathmet.*“^{*)} Nachdem ich diese Entdeckung einmal gemacht, zog ich mir eine Linie mitter durch Deutschland und trennte so den Norden, wo man denkt, von dem Süden, wo man singt, wobei ich die Bemerkung machte, daß dort eine strenge Religion herrsche, die alle Christen in Weise und Philosophen verwandle, während hier der Katholizismus mit seinem Pomp, seinen Gesängen und Harmonieen über die Völker walte. Wenn ich von einem Philosophen hörte, so wohnte er gewiß im nördlichen Deutschland, wie Kant und Hegel; nannte man mir dagegen einen großen musikalischen Namen, wie Mozart oder Beethoven, so war es Wien, dem er angehörte. Es gab wohl auch in Berlin einen großen Musiker und in Wien (oder München) einen berühmten Philosophen, aber vermöge des Einflusses der Luft gleichen sie den übrigen kaum. Der Komponist von Berlin, Meyerbeer, ist ein Gelehrter und Denker, ganz wie ein Philosoph, und der Philosoph von München (unser Franzose sagt *Vienna*), Schelling, neigt sich dem südlichen Einfluß zu, daß sein ganzes System die Tendenz hat, sich in dem großen Gedanken des Katholizismus, der ihn bereits wie einen wahrhaften Gläubigen beherrscht, zu absorbiren.“

— Die Deutsche Nationalität am Rhein. Derselbe französische Tourist, dessen atmosphärische Entdeckungen wir hier oben mittheilen, kommt auch auf die Rhein-Provinz zu sprechen und meint, sie läge ungefähr in der Mitte zwischen der philosophischen und der musikalischen Zone, und obwohl er zugiebt, daß Frankreich weder zu dem einen noch zu dem anderen dieser atmosphärischen Gebiete zu zählen sey, kann er doch nicht umhin, das alte Lied von den Sympathieen anzustimmen, die in seiner Provinz für die Franzosen zu finden seyn sollen. Er versichert seinen Lesern: „*Die Deutsche Nationalität (nationalité tontaine) verschwindet den Erinnerungen gegenüber, welche die Kriege, die militärische Besetzung und die Herrschaft Frankreichs überall an den Ufern des Rheins zurückgelassen.*“^{*)} So verblendet ist die National-Eitelkeit der Franzosen, daß sie Ereignisse, die nicht etwa bloß zur Tradition geworden, wie die Plünderungen der Pfalz unter Ludwig XIV., sondern die noch im Gedächtnisse eines sehr großen Theiles aller Zeitgenossen leben, wie die Brandschätzungen, Conscripttionen und Handelsrodungen des Rheins unter Napoleon, zu Gegenständen einer sehnüchtligen Rückerinnerung der Rheinländer machen. Immerhin wollen wir es Euch erlassen, auf den Grund zu gehen und nach den tieferen Sympathieen zu forschen, die die Deutschen Gemüther d. es-seits und jenseits des Rheins zusammenhalten, aber das ist doch zu verlangen, daß Ihr wenigstens oberflächlich die Thatfachen noch kennt, die Eure und unsere Geschichte vor 30 bis 40 Jahren mit einander in Konflikt brachten.

^{*)} Diese neue geographische Klassifizierung der Luft in philosophische und in musikalische gehört gewiß zu den merkwürdigsten physikalischen Entdeckungen unserer Zeit.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.